



Petra Wagner

## Lauter kleine Paschas?<sup>1</sup>

Frauen dominieren die Abläufe und die Alltagskultur in Kindertageseinrichtungen. Sie haben mit Jungen und Mädchen zu tun, die sicherlich auch ihre Erfahrungen mit den Erzieherinnen einbauen in ihre Bilder von der Welt – und davon, welche Rolle darin das Geschlecht eines Menschen spielt: Nach wie vor ist es eine Welt, in der eher Frauen auf kleine Kinder aufpassen, ihnen vorlesen und ihre Nasen putzen, Frauen räumen auf, waschen ab und backen mit den Kindern Kekse fürs Elterncafe. Männer reparieren Rohre, beschneiden Bäume, tippen am Computer, – und sind ansonsten in der Kita allenfalls in der Gruppe der „Großen“ anzutreffen. Natürlich gibt es Träger, die dem mit ihren Personalentscheidungen bewusst entgegensteuern und paritätisch Männer einstellen. Und es gibt viele Erzieherinnen, die ganz bewusst der Geschlechterstereotypie entgegen wirken und selbst mit der Bohrmaschine hantieren oder mit dem Motorrad zur Kita kommen. Und die im Gruppenalltag darauf achten, dass Kinder ihre Tätigkeiten in der Kita nicht geschlechtsbezogen begrenzen. Fragen sind dann: Wie kann die Bauecke interessanter für Mädchen werden? Wie können wir die Verkleidungsecke so anreichern, dass auch männliche Rollen spielbar werden?

Doch im Bemühen, Jungen und Mädchen gleichermaßen an vielfältigen Tätigkeiten teilhaben zu lassen und ihnen so Lernprozesse zu ermöglichen, die eine geschlechterstereotype Erziehung verhindern würde, kommen Erzieherinnen an Grenzen. Manche Mädchen machen partout nicht mit an der Werkbank. Manche Jungen sind für die Verkleidungsecke absolut nicht zu begeistern. Und es gibt Jungen, die sich der hauswirtschaftlichen Mitarbeit in der Kita verweigern. Zum Allgemeinplatz ist bereits die Klage von Erzieherinnen über Jungen mit türkischem oder arabischem Hintergrund in ihrer Gruppe geworden, die sich weigern, den Tisch abzuwischen. Und es damit begründen, sie seien doch keine Frau - „diese Paschas!“

Das seit Jahren immer wieder kehrende Bild von dem Jungen, der den Tisch nicht abwischt, lässt aufhorchen. Wie kommt es, dass immer wieder auf dieselbe Situation Bezug genommen wird? Gehört das Tische-Abwischen derart zu den Standard-Hauswirtschaftsdiensten in den Kitas, dass sich dabei massenhaft dieses Verhalten von Jungen zeigen kann? Oder ist es eine Szene, die eine bestimmte Spannung oder einen Interessenskonflikt besonders treffend auf den Punkt bringt? Steht sie sozusagen „prototypisch“ für bestimmte Erfahrungen, als „deutsche“ Erzieherin mit Jungen aus Immigrantenfamilien? Dann kann auf den Fall Bezug genommen werden, ohne dass man ihn in dieser Weise selbst erlebt haben muss.

Die Schilderung stößt auf ein geteiltes Verständnis von etwas, das nicht genauer ausgeführt werden muss: Man kann sich fast sicher sein, dass die Gegenseite auch empört ist bzw. die eigene Empörung versteht. Selten kommt es zu einer Analyse der Szene selbst oder zu einer Diskussion der Interpretation, die mit der Schilderung zusammen vorgenommen wird: Indem man die Jungen als „Paschas“ be-

---

<sup>1</sup> In etwas veränderter Form erschienen in Welt des Kindes, Schwerpunktheft „Junge, Junge!“ 1/2007, S.16-18



zeichnet, drückt man Missbilligung für ihr Verhalten aus und liefert gleichzeitig eine „Erklärung“ dafür, die zwei Interpretationslinien folgt:

Man interpretiert ihr Handeln zum einen als patriarchalisch-sexistisch geprägt: Die Jungen gehen davon aus, dass Männer mehr Macht haben und dass Männlichkeit höherwertig bzw. Weiblichkeit minderwertig sei. Dieses patriarchalisch-sexistisch geprägte Verhalten der Jungen wird zum anderen als ethnisch geprägt interpretiert, indem es mit der Bezeichnung „Pascha“ belegt und damit in einen bestimmten zeitgeschichtlichen, geographischen und ethnischen Kontext gestellt wird: Im Osmanischen Reich des 15. Jahrhunderts ist „Pascha“ der Titel für die höchsten Beamten und Offiziere, die im Rang über einem „Bei“ und unterhalb eines „Wesirs“ stehen. „Pascha“ wird auch der älteste Sohn in der Familie genannt, der (zukünftige) Haushaltsvorstand, zu dessen Aufgaben der Schutz der Familie und die Wahrung der Familienehre gehören. Doch wenn hier und heute „Pascha“ gesagt wird, ist nicht unbedingt von dieser sozialhistorischen Realität die Rede. Fantasien über den Orient haben den „Pascha“ längst vereinnahmt: Er ist ein fauler und herrschsüchtiger Mann, der in üppigen Kissen liegt, Wasserpfeife raucht und sich bedienen lässt, am besten von mehreren Frauen gleichzeitig. Mit osmanischen Offizieren hat dieser „Pascha“ nicht viel zu tun. Das Bild hat sich selbstständig gemacht und ist zu einem Stereotyp geworden, zu einem feststehenden, weit verbreiteten, karikaturhaft-verzerrten und vereinfachten Bild vom „orientalischen Mann“.

Hält man dieses Bild für die Wirklichkeit, so muss man es verabscheuen, gerade als Erzieherin. Nicht nur, weil sich in dem Bild der Mann zum herrischen Faulpelz aufschwingt, sondern weil es der Frau die Stellung der Dienerin zuweist. Übertragen auf den Kindergarten sind es die kleinen „Paschas“, die Erzieherinnen zu Dienerinnen degradieren! Dieser Gedanke ist wie eine Kampfansage – und alarmiert aufs höchste: Errungenschaften wie die Gleichberechtigung von Mann und Frau und die Selbstbestimmung von Frauen stehen auf dem Spiel! Die Demokratie, die Menschenrechte, Werte wie Gerechtigkeit und Freiheit sind bedroht! Die Alarmiertheit provoziert Gesten von Entschlossenheit, das „Eigene“ gegen diesen Angriff zu verteidigen: „Hier ist Schluss, das kann ich nicht zulassen, das lasse ich mir nicht nehmen!“ Der Kampf ist eröffnet.

Der kleine Junge, der den Tisch nicht abwischen will, weil er keine Frau sei, spricht Erzieherinnen in ihrem Frausein an. Es kann eine Erzieherin regelrecht kränken, mit einem solch abwertenden Frauenbild konfrontiert zu werden. Es kann sie an vergangene Erfahrungen mit Abwertung und Geringschätzung erinnern, als kleines Mädchen, als Tochter, als Schwester, als Schülerin. Oder an gegenwärtige Erlebnisse anknüpfen, als Freundin, Partnerin, Erzieherin. Sind solche Erfahrungen noch frisch und wenig verarbeitet, so steigt die Wahrscheinlichkeit, dass Erzieherinnen in den kleinen Jungen die Männer von morgen, aber auch von gestern und heute sehen – und auf sie als Frauen reagieren. Das Erlebnis mit den Jungen wird zur Projektionsfläche für Themen und Konflikte, die weit über die konkrete Situation hinausreichen und mit denen die Jungen nichts mehr zu tun haben. Die Jungen bekommen möglicherweise eine geballte Wucht von Aufregung und Empörung ab, die ihnen merkwürdig und unverständlich erscheinen muss. Das befremdliche Verhalten der Erzieherin schafft Distanz.

Das Befremden der Jungen korrespondiert mit Befremden auf der Seite der Erzieherinnen, hier veranschaulicht an einem fiktiven Monolog:

*„Ich sehe entgeistert auf den Jungen, der da vor mir steht und mir sagt, er werde den Tisch nicht abwischen, denn er sei doch keine Frau. Eben noch war er Hüseyin, dem ich ein Buch vorgelesen habe und der mir im Vertrauen das Bild gezeigt hat, das er seinem Vater schenken will. Jetzt steht er vor mir und ich*



*möchte ihn anschreien: „Was sagst du da, Hüseyin? Von wem hast du das? Wer redet dir so einen Schwachsinn ein?“ Mein Blick auf ihn verändert sich, es ist, als ob ich ihn von mir wegzoome, er entfernt sich immer mehr. Ich sehe einen Jungen inmitten einer Familie, die ihn frauenfeindlich großzieht. Der Vater hat das Sagen. Auch die Mutter und die Schwestern finden es richtig. Die Familie ist stark und sich selbst genug. Mit Deutschen wollen sie nichts zu tun haben. Wahrscheinlich halten sie von mir auch nichts. Hat alles keinen Sinn. Dabei habe ich mich echt um Hüseyin bemüht, das habe ich nun davon, so eine Verachtung, die mir hier von diesem kleinen Pascha entgegenschlägt!“*

Das Fremdwerden und die Distanzierung sind nicht zwangsläufig. Man stellt sie her, indem man wie im Beispiel eine ethnisierende Deutung der Situation vornimmt: Man erklärt das Verhalten des Jungen mit seiner ethnischen Herkunft, bzw. mit der Herkunftsregion seiner Familie. Man geht davon aus, dass das Verhaltensmuster des „orientalischen Mannes“ über Jahrhunderte weiter gegeben wurde und bis heute ungebrochen das Geschlechterverhältnis präge. Man schlussfolgert, dass der Junge sich wie ein „Pascha“ verhält, weil er ein türkischer oder arabischer Junge ist. Man betont also vermeintliche herkunftskulturelle Unterschiede, wonach der „Pascha“ typisch für das männliche Rollenverständnis im „Morgenland“ sei, der im Gegensatz zu „abendländischen“ Werten und Idealen stehe. Mit dieser Entgegensetzung polarisiert man zwischen „wir“ und „sie“. Gleichzeitig wird eine Bewertung vorgenommen, wonach „unser“ westlich-abendländisches Rollenverständnis das zivilisatorisch fortgeschrittenere sei. Beides zusammen, Polarisierung wie Bewertung, erschwert die weitere Verständigung ungemein. Man hat nun eine tiefe Kluft, die mühsam zu überbrücken ist.

Wer in den Ring steigt, um Errungenschaften der Frauenbewegung oder Werte des Abendlandes zu verteidigen, muss sich vergegenwärtigen, wer die „Gegner“ sind. Es sind Jungen zwischen 3 und 6 Jahren. Sie sind in einer Phase ihrer Entwicklung, in der ihnen noch nicht klar ist, wodurch ein Junge zum Jungen wird und ein Mädchen zum Mädchen. Sie sind aber dabei, ihre geschlechtliche Identität aufzubauen und suchen daher permanent nach Erklärungen. Die soziale Welt um sie herum gibt ihrem Forschergeist manches Rätsel auf. Was sie beobachten, was sie hören und selbst erleben, ist voll von Widersprüchen und Ungereimtheiten, gerade zu Geschlechterfragen. Die Informationen zum biologischen Geschlecht und zu sozialen Rollenzuweisungen gehen kreuz und quer. Dennoch gilt es, daraus erste Schlüsse zu ziehen. Kinder tun das eigensinnig und äußerst kreativ. Äußerungen von Jungen in dieser Zeit zeigen an, wie sie die Informationen aus der Außenwelt zu Hypothesen verknüpfen: Ich ziehe keine Mädchenschuhe an. Hier dürfen nur Jungen rein. Mädchen haben lange Haare. Männer fahren Auto. Männer können im Supermarkt nicht an der Kasse sitzen. Mädchen haben eine Muschi. Wenn ich groß bin, kommt ein Baby aus meinem Bauch.

Für alle Hypothesen gibt es irgendwo Anhaltspunkte, sie sind nicht einfach ausgedacht. Nach einigen Erfahrungen mit der sozialen Wirklichkeit zuhause und in der Kita ist die Hypothese wahrscheinlich, dass es Frauen sind, die sauber machen und die Tische abwischen. Die Hypothese kommt nicht dadurch ins Wanken, dass einmal ein Mann beim Putzen beobachtet wird. Die eine Ausnahme bricht nicht die Regel. Das ist eine von vielen Schlussfolgerungen, mit denen kleine Jungen sich Klarheit darüber verschaffen, wie das mit den Jungen und Mädchen ist. Sie brauchen Unterstützung in diesem Prozess, sich die Welt zu ordnen und dabei die eigene Identität aufzubauen. Sie brauchen die Nähe von Bezugspersonen, die sie in ihren Lern- und Identitätsprozessen wohlwollend begleiten und ihnen dabei helfen, Verwirrungen und Einseitigkeiten aufzuklären. Sie brauchen Erwachsene, die sie als Suchende sehen und an ihren Hypothesen interessiert sind. Sie brauchen vorurteilsbewusste Erwachsene (s. Preising/Wagner 2003,), die ihre Hypothesen nicht als Angriff verstehen, sondern ihnen weitere und andere



Erfahrungen und sachlich korrekte Informationen anbieten, mit denen sie ihr Bild von Jungen und Mädchen vervollständigen können.

Und was brauchen Erzieherinnen? Sie brauchen Wissen um die Entwicklungswege von kleinen Jungen auf ihrem Weg zur geschlechtlichen Identität. Sie brauchen Einblick in den Zusammenhang von stereotypen Geschlechterrollen und Bildungsbenachteiligung: Dass Jungen eine Menge an Lern- und Erfahrungsmöglichkeiten entgeht, wenn sie früh auf „männliche“ Tätigkeiten festgelegt werden. Hier über sichere Argumentationen zu verfügen, kann die Zusammenarbeit mit Eltern in dieser Frage erleichtern. Man muss nicht über die allgemeine Schädlichkeit des Patriarchats streiten, sondern man kann ganz konkret veranschaulichen, welche Erfahrungsmöglichkeiten in einer Tätigkeit wie „den Tisch abwischen“ stecken und was diese mit Lernen und Bildung zu tun haben.

Wichtig ist, dass Erzieherinnen ihre Momente der Irritation oder Empörung nicht übergehen. Nur wenn sie die Gefühle und Gedanken ernst nehmen, die die Äußerung eines Jungen wie im beschriebenen Fall bei ihnen auslösen, können sie mehr Verständnis für sich selbst entwickeln und handlungsfähig bleiben. Das sind sie nicht, wenn sie reflexartig das Bild vom dominanten Mann oder vom faulen Orientalen vor den Jungen schieben und nun den kleinen „Bösewicht“ zu bekämpfen trachten. Um gar nicht erst in die Versuchung zu kommen, ungleiche und zudem völlig unproduktive Kämpfe auszufechten, brauchen Erzieherinnen den Austausch mit anderen über solche heiklen Situationen. Und möglicherweise fachliche Unterstützung in Form von Beratung und methodischer Anregung, um die Reflexion von persönlichen Erfahrungen mit fachlicher Reflexion zu verbinden (Wagner/Hahn/Enßlin 2006). Erkennt man gemeinsam, wo man unzulässigerweise Dinge vermischt, ist der Anfang für einen produktiveren Umgang gemacht. Gelingt es Erzieherinnen, die eigene Identität als Frau von der Identitätssuche kleiner Jungen getrennt zu betrachten und Geschlechterfragen zu trennen von pauschalen Zuordnungen zu ethnischer Herkunft, dann sind sie den irritierenden Situationen nicht mehr ausgeliefert, sondern haben Anhaltspunkte für sinnvolle fachliche Interventionen.

#### **Literatur:**

Lenain, Thierry: Hat Pia einen Pipimax? Das Buch vom kleinen Unterschied. Oetinger: Hamburg 2002

Preissing, Christa / Wagner, Petra (Hg.) (2003): Kleine Kinder, keine Vorurteile? Interkulturelle und vorurteilsbewusste Arbeit in Kindertageseinrichtungen. Herder: Freiburg

Wagner, Petra/ Hahn, Stefani/ Enßlin, Ute (Hg.)(2006): Macker, Zicke, Trampeltier ... Vorurteilsbewusste Bildung und Erziehung in Kindertageseinrichtungen. Handbuch für die Fortbildung. verlag das netz: Berlin